

(Nachdruck verboten.)

Das Blut.

Roman von F. J. David.

I.

Durch das ganze Anwesen geht ein lebendiges Wasser und erfüllt es mit starkem und heimlichem Gebrause. Durch eine Mauerlücke betritt es den unfriedeten Raum; es rauscht an einer Turbine vorbei, von der allerhand Nientwert ausläuft und Maschinen in rasche und knarrende Bewegung versetzt. Nun überwölbt und von dunklen und wiederhallenden Kellerhängen vor'm Sonnenlichte geschieden, kommt es bald wieder ins Grüne; es scheidet, von ängstlich schmalen Stegen überbrückt, zwei Gärten, die einander so ungleich sehen wie nur irgend möglich. Denn der zunächst dem Bohnhause ist fast überfürsorgfältig gepflegt; mit sauber gestieften Gängen, mit Rabatten, in denen altmodische, großblumige Blüten mit nickenden Köpfen stehen, mit wenigen, doch vornehmen Obstbäumen, mit Aprikosen und Rebem, die rankend und breitblättrig das getheerte Holzgitter der Südwand überspinnen. Der andere aber ist ganz verwahrloht, sein Pflanzenzaun wollte verfallen, und nur dichtes Brombeergebüsch, das ihn allenthalben umwucherte, bot eine Art Schutz vor unberufenem Eindringen. Aber üppiges Gras wuchs darin, schlanke Haseln standen überhangend und fast grünlichgelb überwölbtend nächst dem Wasser. Das zog an ihnen vorüber; es durchbricht zum andern Male eine Mauer und tritt in's Freie, um sich wenige Schritte davon mit dem Bache zu vereinigen, von dem man's abgetrennt. Das geschieht dem Werkkanal gegenüber, der von da ab fast gerade durch's flache Land der unfernen Stadt zuzieht; hart vor der großen Wehre, deren mächtige Quadern im Sommer blank und bloß im Sonnenlichte schimmernd, während im Frühjahr und im Herbst die Fluthen so toll darüber hinschießen, daß man wohl begreift, warum das Bauwerk so stark und massig gefügt worden ist.

Aber nicht allein die rufende Stimme der Wasser durchklingt das Haus. Eine seltsame Unruhe lebt unablässig darinnen. Denn ein mächtiger Anbau stößt daran: da schnurrt ein Gabelwerk, da rasseln beständig Handwägelchen und Schiebekarren über Steinpflaster, da hallen die Tritte schwerer und wuchtiger Männerstiefel nach. Thüren fallen hart und lärmvoll ins Schloß, ein ewiges Hin- und Wibergehen ist in allen Räumen. Dazu durchzieht sämmtliche Gefasse ein eigener Geruch: der kräftige Brodem frisch gedörrten Malzes, der fade und dennoch erregende süßen Bieres, das starke Gewürz des Hopfens einigen sich darin.

Das Haus ist ein Brauhaus, und der Lärm städtischer Betriebbarkeit und häuerlichen Gevetes berühren sich in ihm so heute, wie zur Zeit, da Rupert und Salome Lohwag hier noch als Pächter saßen. Immer noch klirrt zur gefetzten Zeit das schrille Dangeln der Sensen, immer noch rasseln Pflugscharen über den Hof, klingen aus den Scheunen der Dreitakt behender Flegel, manchmal ganz seltsam vom raschen Hohen lustiger Wötkcherhämmer, vom Stollern der Fässer auf dem Boden beantwortet. Immer noch ziehen mächtige Pferde, vielleicht nur nicht mehr so schön wie damals, an überschweren Wagen, um dann zu Abend leicht und mit um vieles geringerer Last heimzukehren.

Auch die Bauern pflegen noch in müßiger Stunde ihren Antrunk unter den alten Nussbäumen des Hofes zu thun; der dehnt sich manchmal bis in die späte Nacht, denn es sind Deutsche; und zu Zeiten klingen immer wieder jene getragenen, alten, klagenden Weisen ins Dunkel hinaus, die Frau Salome so ungerne vernahm. Aber man kümmert sich nicht mehr so viel wie damals um das Treiben derer, die es bewohnen; man mag sie nicht, denn das Gebäude ist Herrengut und sonst ringsum freier Bauernboden. Man liebt die Pächter noch immer nicht, denn sie gedeihen, und noch ist keiner mit leeren Säcken fort, während die Erbgeessenen hart kämpfen müssen und dennoch in ihrer Wirthschaft mehr und mehr zurückkommen; verargt ihnen schon ihre Freizügigkeit, die dem rechten Bauer unsäglich, der durch den Zwang der Gewohnheit noch heute so sehr ein Höriger der Scholle ist, als es seine Ahnen nur je durch den der Geese gewesen. Aber so feindselige und lauernde Blicke fliegen doch nicht mehr nach dem Bohnhause, das, mit seinen

grünen Jalousien und durch himmelhohe Holzstöcke neugierigen Augen fast ganz entzogen, das mächtige Rechteck des Hofes abschließt. Man haßt sie nicht mehr, man trinkt ihr Bier gedankenlos, während früher einmal jeder Schluß durch die feste Ueberzeugung eine eigene Würze gewann, es müsse mit den Lohwag's doch ein schlechtes Ende nehmen, so sehr sie auch zusehends an Gut und Geld vorwärts kamen.

Ein rechter Nachbarnhaß braucht eigentlich gar keine Begründung, während es hier deren zum Ueberdruß und gar mannigfaltige gab. Denn die Lohwag's waren nicht nur Fremde und fremd im Orte geblieben; auch ihr Bekenntniß schied sie von den Anderen. Sie waren Calviner; und man mag die eigentlich nirgends, wo sie versprengt und einsam wohnen. Auch sie besaßen jene Tüchtigkeit, die man allenthalben ihren Glaubensgenossen zuerkennt; aber nicht minder jenen selbstgenügsamen Hochmuth, der ihnen überall die Herzen entfremdet. Keiner wußte, daß Rupert oder Salome jemals einen der Gäste begrüßt hätten, wie sich das doch für Wirthsleute gehört; bei ihm war es wirklich Selbststolz, während ihr das ganze Brauhaus einfach ein Gräuelfeld war.

Sie haßte das weltliche Treiben unter den Nussbäumen, und es verleidete ihr beinahe die Freude an den Ställen, an ihren Lieblingen, den wunderschönen Kindern, die darin standen, daß sie daran vorüber mußte, wollte sie nach den Thieren sehen. Wie konnten Leute, die zumeist nicht einmal in guten Verhältnissen waren, ihr Geld so unniß verthun? Männer sungen wie die Schulbuben? Sie gar betrinken? Das verstand sie nicht, der Anblick war ihr widrig, und so hielt sie sich an den Nachmittagen eines Sommers oder eines jeden Sonntags ängstlich in ihrem Gärtchen oder in ihren Zimmern, in denen es so peinlich sauber, aber auch so trostlos nüchtern war, denen nicht das mindeste Bild, denen kein Zierrath Anmuth und rechte Wohnlichkeit lieb. Denn ein freudloser Geist lebte in Salome wie in Rupert Lohwag; das vertrieb ihnen die Dienstleute. „Man verlernt das Lachen bei ihnen,“ sagte eine Magd, als sie fort war. „Und sie würden nicht einmal reden vor Stolz, rauchten sie nicht immer mit einander,“ fügte eine Andere hinzu.

Worum sie eigentlich stritten? Das wußte niemand. Aber sie thaten's unablässig. Freilich ließ Frau Salome augenblicks die Vorhänge nieder, sobald das erste spitze Wort fiel. „Die draußen brauchen nichts zu sehen.“ Eine unniße Sorge! Denn keines von ihnen erhob die Stimme, wenn sie haderten; nur die Augen, die Hände sprachen ihre leidenschaftliche Sprache. Auch das ist gar nicht nach Bauernsinn; aber wenn dann Rupert über ein kurzes mit flammendem Gesichte im Freien erschien und hastig davonstapfte, über Feldrain und durch Furchen, häufig stehen bleibend und die Faust schüttelnd und Unverständliches in seinen wirren, grauen Bart murrend, dann stießen die unter den Nussbäumen einander an und schmunzelte Jeder, der ihm begegnete.

Das wußte freilich niemand, wie lange und mit vergnüglichem Lächeln ihm Frau Salome dann nachzusehen pflegte: „Laufen muß er, ärgern muß er sich, sonst wird er mir zu dick, und der Horn könnt' ihm dann schaden,“ sagte sie dann vor sich hin. Sie wußten auch nicht darum, daß er keine größere Reise machen konnte, ohne seinem Weibe irgend ein Schmuckstück, so reich und so schwer in Edelfstein und Gold und wieder so unauffällig, wie er es nur immer erstehen konnte, zum Andenken heimzubringen. Sie trug es nur den einen Tag; aber in ihrem Wäschschrank reichten sich Kästchen und Kästchen, häuften sich Gold- und Silberrollen.

Befah sie ihren Sparschatz, dann flog durch lange Zeit ein mulder Schimmer über ihr kluges, hartes, ernsthaftes Gesicht: „Für mein Mädel.“ Er aber konnte, wenn ihm im Pferdehülle ein ungewöhnlich schönes Fohlen entgegenwieserte, sich nicht enthalten, ihr es vorzuführen: „Da wird mein Bub' einmal darauf sitzen,“ und streichelte das zierliche Geschöpf, als sähe er schon den helläugigen Knaben darauf. Denn sie wünschten sich ein Kind — nur eines freilich, damit ihre Habe ungetheilt bliebe. Und weiß Geschlechtes das sein solle, ob ein Sohn, ob ein Tochtermann, den sich Salome nach ihrem Herzen erlesen und ziehen wollte, einmal auf dem Gute gebieten werde, das sie als alte Leute zu kaufen ge-

dachten, das gab Anlaß für viele und ernsthafte Streitigkeiten. Auch dann noch, als jede Ursache dazu längst geschwunden war, als keine Hoffnung mehr dafür blieb.

„Sie haben sich's verschrieben, denn Gottesgabe muß man nehmen, wie und so oft sie kommt“, erläuterte die alte Susann, die Einzige, die es durch Jahre bei ihnen aushielt. Und die Susann war ein kluges und vielerfahrenes Weib.

Wenn aber dieser Schmerz ihnen Beiden gemeinsam, wenn er selbst ein Band mehr zwischen ihnen geworden war nach jener ersten bittersten Zeit des Entfagenmüssens, da Jedes heimlich dem Andern gegrollt, weil es in ihm die Ursache so herber Enttäuschung suchte, dann hegte die Frau noch ein Sonderleid. Eine Schwester hatte sie bejessen, von reicheren Gaben, um Vieles jünger, von seltener Numuth und unendlich liebenswerth. Man hatte das Kind gehätschelt, und zumal sie war ihm mit Allen angehangen, was in ihrer Seele zu lieben vermocht. Die war verkommen; dem Elternhause war sie entlaufen, ohne daß man nur ahnen konnte, warum sie es that, noch wo sie war. Freilich hatte auch Niemand jemals ihrem Schicksale nachgeforscht; ihr Angedenken ward todteschwiegen, und wenn irgendwie Kundschaft von ihr zugefragt wurde, dann war sie immer traurig und betrübtlich und erzählte von Hunger und Herzeleid. Aber Frau Salome hatte kein Mitleiden mit ihr; sie gab viel, wenngleich nur bedacht und nie ohne weise Lehren, aber für ihre Schwester, das hatte sie sich zugeschworen, sollte ihre Hand immer geschlossen bleiben. Keine Versuchung, ihren Eid zu brechen, trat an sie heran. Die Verlorene litt und ertrug es klaglos, daß man sie selbst bei der Erbtheilung nach dem Tode der Eltern übergang — freilich über leztwillige Verfügung. Das that Salomen fast wohl; es war nur in der Ordnung, wenn die Sündige schon in diesem Leben ihren Lohn erhielt; aber es war schön, daß sie gegen ihr Loos nicht murrte, „wider den Stachel nicht lödte“, wie es sich für ein tapferes Weib gehört. Im Innersten aber war sie ihr doch noch immer zugethan, und wenn sie ihren Mann einmal aufs Höchste gereizt, wenn der sich nicht mehr zu lassen wußte vor Wuth, dann beschwor er das Angedenken der „Komödiantin“. Er that's selten, denn er wußte, dann ward sein Weib blaß wie der Tod, dann slog ihr Athem, und unsäglich leidvoll entrang sich ihr: „Sie ist doch braver wie Manche in Seide und ist stolz und calvinisch geblieben,“ dieser letzte, arme Trost ihren Lippen. Tags danach litt sie, und das war der wohlfeile Triumph, seinem Weibe gegenüber einmal das letzte Wort behalten zu haben, für Rupert Lohwag am Ende doch nicht werth . . .

II.

Und dennoch sollte ein Tag kommen, an dem an Salome's Bunde, sonst so sorglich gehütet, daß sie ihrer kaum mehr bewußt zu sein glaubte, gerührt wurde. Von fremder Hand geschah es, und so rauh und unversehens, daß sie vor Schmerz und Scham zu vergehen meinte. Eine Verwirrte ging sie an jenem Tage umher. Nur einmal hatte sie den Brief gelesen, der ihr solches Weh brachte, und dennoch kannte sie jede der hochtrabenden und wunderbarlich geschändeten Wendungen auswendig, in denen ein ganz Unbekannter „einer nicht genug verehrlichen Frau ergebenster Diener und Theater-Direktor“ ihr mittheilte, daß der wunderbare Finger des höchsten Wesens das sehr schätzbare und naive Mitglied seiner vortrefflichen Künstlergesellschaft, die Demoiselle Therese Wagner, mit plötzlichem Wunke zu sich gewunken habe, so daß ihr unumgängliches Kindlein Gabriele eine gänzliche Waise geworden sei. Allerdings hätte er sich der Kleinen angenommen, könne sie wohl gar in Kinderrollen verwenden. Aber das scheinete nicht mit denen Intentionibus der nunmehr Seligen zu stimmen, die niemalsen ein Auftreten derselben gelitten. Und so ergehe denn die Frage an sie als die Tante, ob sie sich des Waisleins erbarmend annehmen, ob sie es ihm überlassen wolle, der freilich wenig für eine Erziehung mehrbemeldeter Gabi Wagner zu thun und als mit eigenen Kindern genugsam gesequert vermögend sei.

Eine Todte war die Verschollene Salomen seit Jahren. Einer solchen grollt man nicht, man habert nicht oft und nie lange über's Grab. Aber nun ward der Ueberlebenden die Schande der Andern gegenwärtig; das lebende Zeugniß davon pochte an ihre Thür, die sie so sorglich vor allem Unehrehaften gehütet. Sie mußte sich des Kindes annehmen, das stand fest; es war Gottes Finger, seine Schickung, von der sie nach den Sägungen ihres Glaubens fest überzeugt war. Aber ein heißer Born kam ihr vor dieser Nothwendigkeit;

er war unmittelbarer als je, weil ein starker Neid mit ihm in ihrer Seele aufquoll: die Unselbige besaß das Glück, danach sie selber so heiß begehrt hatte. Aber konnte sie es nicht so erlangen? Konnte ihr die kleine Gabriele nicht Ersatz für Vermißtes werden? Und dennoch, was immer jetzt kam, es war nicht das Rechte: nicht die Natur allein sprach dawider, sie wußte, auch Rupert würde sich sperren. Ihn mußte sie bitten! Wie das thun?

Den ganzen Vormittag grübelte sie so. Und dennoch wußte sie sich endlich nicht anderen Rath, als indem sie — man saß gerade bei Rüßen, die den Nachtsich machten — ohne jede Einleitung anhub: „Du, Rupert, die Therese ist gestorben.“

Er knackte gleichgiltig weiter. „So? Gott schenk' ihr die ewige Ruhe, wenn er sie ihr zugedacht hat. Brauchen könnt' sie's!“

„Nicht wahr?“ rief Salome nach. „Und Du wirst doch als Schwager das Deinige dazu thun, daß sie's finden kann?“

Rupert aß behaglich weiter. „Wüßt' nicht, was ich thun kann dazu. Oder ist sie katholisch worden? Soll ich Seelenmessen für sie lesen lassen?“

„Wie Du nur sprichst,“ entgegnete sie gekränkt. . . „Gewiß nicht! Aber da ist die Gabi . . .“

„Kenn' ich nicht! Geh' mich nichts an!“

„Nur, der Theres' ihr Kind. Und das hat Niemanden auf der Welt, wenn nicht uns. Oder soll sie schlecht werden auch? Und weil wir so keines haben, so möcht' ich denken —“

Er unterbrach sie heftig: „Ich mag kein Mädcl. Das von der Komödiantin schon gar nicht.“

„Ueberleg' Dir's, Rupert!“ bat sie. . . „Ich sag' Dir: es ist Schickung, daß die Gabi zu uns kommt. Sie soll besser werden, als die Theres' gewesen ist. Und Du hast das Herz, ihr die Thür zu schließen?“

„Sie wird's nicht! Ich will sie nicht! Ihr taugt Alle nichts!“ schrie er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Bergstürze.

Die Katastrophe, die in den letzten Tagen des vorigen Jahres einen Theil des Dorfes Airolo am südlichen Ausgang des Gotthardt-tunnels zerstörte, wird demnächst außer den bereits erfolgten natürlichen Nachstürzen auch noch ein künstlich herbeigeführtes Nachspiel erleben. Der Sasso Rosso, dessen geloderte Felsmassen den drohenden Absturz durch das Oeffnen von Spalten und die einem Bergsturz in der Regel vorangehenden Geräusche auch diesmal schon vorher angekündigt hatten, — ein Umstand, dessen Verächtlichung die geringe Zahl der Verunglückten zu verdanken ist, — will sich so leicht nicht wieder beruhigen. Drohende Spalten liegen bei der der Katastrophe folgenden Untersuchung sofort vermuthen, daß dem ersten Sturz noch weitere folgen würden. Von dem nur zum Theil zerstörten Orte sollen freilich nach dem Urtheil Bergkundiger die etwa noch zu erwartenden Felsstürze größtentheils durch eine feststehende Gebirgssippe abgelenkt werden, doch glaubt man, daß bei weiteren Aufschüngen die bis jetzt verschonten Anlagen der Gotthardbahn in Gefahr kommen können. Um diesen üblen Ausichten zuvorzukommen, will die Direktion der Gotthardbahn schon jetzt gemeinsam mit der Regierung von Tessin zur Sprengung der gefährlichen Stellen schreiten, um sowohl das Dorf als auch die Eisenbahnanlagen vor späteren plötzlichen Katastrophen zu schützen.

Diese Maßnahmen bedeuten ebenso wie die rechtzeitige Flucht der Bewohner aus dem bedrohten Orte einen erheblichen Fortschritt in dem Verhalten der Gebirgsbewohner gegenüber den sie bedrohenden Gefahren. Visher haben sich die Bewohner der Alpen und wahrscheinlich auch die anderer Hochgebirge gegenüber den zahlreichen Gefahren, die dort den Menschen in vielen Gestalten bedrohen, fast immer durch Fatalismus und durch eine nur durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte zu erklärende Gleichgiltigkeit ausgezeichnet. Lediglich vor den Lawinen, wo dieselben mit unveränderlicher Regelmäßigkeit ihre Züge verfolgen, hat man sich schon seit langer Zeit durch Gallerien wenigstens an den belebteren Alpenstraßen zu schützen gesucht, dagegen sieht man den Bergstürzen, den Gletscherbrüchen und manchen anderen vorauszuweisenden Ereignissen mit einer Ruhe und unscheinenden Theilnahmslosigkeit gegenüber, die nun erfreulicherweise größerer Vorsicht und Aufmerksamkeit zu weichen scheint. Einer der besten Kenner der geologischen Verhältnisse in den Alpen, Professor Heim, schreibt über diesen Punkt: „Es ist für uns unbegreiflich, daß die Menschen dem zunehmenden, fast allen Bergstürzen vorausgehenden Gepolter zuschauen, ohne zu fliehen. Der Sturz am Vorderglarnisch, dessen Vorboten allerdings für alle Thalbewohner leicht sichtbar und hörbar waren, ist der einzige mir bekannt gewordene, wo man zeitig flüchtete. Nicht etwa, daß man die Vorboten in den anderen Fällen übersehen hätte — bei den meisten

bedeutenderen Bergstürzen waren alle, zum Theil seit Jahren, überzeugt, „daß der Berg einmal kommen werde“ — sie launten und konstatirten die Vorboden, aber ohne ihnen zu glauben und ohne sie zu würdigen.“

Die Bergstürze, deren Prof. Heim hier erwähnt, und bei denen zum Theil hunderte von Menschen ihr Leben verloren, diejenigen von Plurs, Goldau, Elm und viele andere machten sich meist in derselben Weise und oft schon lange Zeit vor dem Eintritt der Katastrophe für das kundige Auge und Ohr bemerkbar, Risse in Felsen, einzelne herabfallende Felsblöcke, Knistern und Krachen im Innern der Berge, zuletzt eine zunehmende Unruhe der ganzen Thierwelt, deren Mitglieder, wenn sie nicht in Ställen eingeschlossen sind, sich fast immer besser als die Menschen zu retten wissen, alles das und andere Warnungszeichen haben in den meisten Fällen die Menschen nicht vermerkt, rechtzeitig den Glauben an die Unerforschlichkeit des Bodens, auf dem, und der Berge, unter denen sie groß geworden sind, aufzugeben und sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Der größte Felssturz, von dem uns geschriebene Nachrichten noch erzählen, derjenige von Plurs im Vergell, den auch Heim unter den Fällen aufführt, in denen sich die Anwohner sicherlich hätten retten können, kündete sich seit zehn Jahren oder länger durch einen sich stetig erweiternden Riß am Monte Conto an, und gerade vor dem endlich erfolgenden Zusammenbruch, im August und September 1618, war die Gefahr durch ungewöhnliche, anhaltende Regengüsse größer geworden als je. Noch am 4. Septbr. gaben losbrechende und herabpolternde Steine ein mahnendes Vorzeichen, das unbeachtet blieb, in der nächsten Nacht lösten sich viele Millionen Kubikmeter von den Gneiswänden des Berges und mit einem Schläge war die darunter liegende reiche und belebte Stadt Plurs bis über die Dächer verschüttet, wie einst Herculaneum und Pompeji unter der Asche des Vesuv. Keine Anstrengungen haben bis jetzt vermerkt, auch nur ein Haus der verschütteten Stadt wieder ans Licht zu befördern, nur eine Kirchenglocke ist bei den versuchten Ausgrabungen zu Tage gekommen. Auf dem erhärteten und längst wieder zu einer Masse verklüfteten Schuttboden grünt ein Kastanienwald und die einst durch den Bergsturz zu einem See aufgestaute Maiza hat sich ihren Weg mittels einer engen Schlucht aufs Neue durch die Felsentrümmer gebahnt. Nur der Name des Ortes lebt noch in dem neu entstandenen Dörfchen Plurs weiter.

Bergstürze von dem Umfange, wie der zuletzt erwähnte, ereignen sich glücklicherweise selten, aber andererseits ist leider das von solchen Katastrophen herbeigeführte Unheil in vielen Fällen unabhängig von der Größe des Bergsturzes und richtet sich weit mehr danach, ob gerade im Zuge der herabkommenden Massen Dörfer oder größere Ortschaften liegen. Die 10 Millionen Kubikmeter Felsen, welche im Jahre 1881 über Elm im Serusithale herabbrachen und am jenseitigen Thalboden Kirchthurnhoch wieder hinaufbrandeten, kosteten 100, die 15 Millionen Kubikmeter, welche 1806 dem Nigi gegenüber vom unscheinbaren Kofberge auf Goldau herabstürzten, kosteten mehr als 450 Menschen das Leben. Gegen solche Felsstürze bilden die 300 000 Kubikmeter, die kürzlich auf Airolo hinabfielen, nur ein unscheinbares, von der Bergwand abgelöstes Stückchen, dessen Fehlen man in wenigen Jahren kaum bemerken wird. Solche Felsstürzungen ereignen sich in den Alpen in oder nach nassen Jahren in großer Zahl, und unter Dugenden, vielleicht unter hunderten solcher Katastrophen mag kaum eine einzige verheerend über bewohnte Stätten hereinbrechen.

(Schluß folgt.)

Kleines Heuilleton.

18. Ein letztes Stückchen Alt-Berlin besitzen wir noch in der Fischerstraße. Zu dieser öden Gasse werden alle Kulturbilder wieder lebendig. In einer Urkunde vom 2. Januar 1285 wird zum ersten Male der in dieser Gegend ansässigen Fischer gedacht. Sie hatten darnach die Fischerei oberhalb und unterhalb der Mühlen, bis zu den beiden „Spreebäumen“, Pfahlfreien, die im Zuge der Stadtmauer einmal von der „Paddengasse“ (Kleine Stralauerstraße) bis zum Kölnischen Wursthof, zum andern bei der Neuen Friedrichstraße die Spree gegen feindliche Angriffe sperrten. Nach Einrichtung der Mühlen nahm der „Hansvogt“ die Fischerei auf der unteren, das Mühlenamt die auf der Oberspree, die kölnischen Fischer blieben auf die Strecke vom Unterbaum bis zum Thiergarten beschränkt. Die alte Fischerstraße reichte nur bis zur Kölnischen Gasse, von der aus bis zur Spree ein freier Raum lag, auf dem der Kölnische Wurst- oder Schlachthof stand. Nach der Volkslage soll Hans Koflhase in der Fischerstraße sein Heim gehabt haben. Genauer darüber läßt sich nicht mehr feststellen. Zwischen den Nummern 28 und 32 zog sich früher ein freier Gang nach der Spree hin, auf dem man bei Feuernoth zum Wasser eilte. Im 16. Jahrhundert wurde das Haus Nr. 30 darüber errichtet, der Durchgang nach der Fischerbrücke besteht indessen noch. Nr. 25 ist das alte Schuhmacher-Gewerkshaus. 1688 hatten es die vereinigten Gewerke der einzelnen Stadttheile der kölnischen Gilde zur Errichtung eines gemeinsamen Gewerkshauses abgekauft. Der Berliner Magistrat opponirte zwar dagegen, da er einen alten Zunftgenossen, jetzigen Bürger der Altstadt, Christoph Ullm, zum Vertheiler der Schuhmacher ernennen wollte, es half ihm jedoch nichts. Hinter dem Gewerkshaus lag der Gerberhof, der den Schuhmachern schon 1648 unentgeltlich überlassen worden war. 1768 wurde das alte Gewerks-

haus abgebrochen. An der Ecke der Fischerstraße und des Mühlenamms lag bereits im 14. Jahrhundert die „Garliche des Kölnischen Rathes.“ Die Verwaltung derselben lag in der Hand eines Garlocks, der dem Magistrat einen mäßigen Fins zu entrichtete, dafür aber auch freie Wohnung und jede Woche Steuerfreiheit für einen Schlachtochsen hatte. Im 16. und 17. Jahrhundert saßen in der Fischerstraße sehr viele „kleine Leute“, nach den Berichten der Mühlenhauptleute manchmal 7–9 Paare in einem Hinterhaus. Da die Höfe eng und Häuser eng und dumpfig waren, schütteten Alle ihren Abfall und Kechricht in die Spree. Um diese „Unrichtigkeiten“ zu hindern, stellte der kölnische Rath Warnungstafeln mit „Halseisen“ auf und drohte für fernere Zuschüttungen mit „Leib- und Lebensstrafe“. 1687 wurde die Garliche nach dem Rathhause verlegt, 1706 ging sie ein. —

Erziehung und Unterricht.

c. Ueber die italienischen Kunstschulen, ihre Zahl und ihren Charakter veröffentlicht das Unterrichts-Ministerium in Rom einen Bericht, aus dem die „Kunstchronik“ die wichtigsten Thatfachen mittheilt. Darnach beträgt die Gesamtzahl aller der Kunst und dem Kunstgewerbe gewidmeten Schulen in Italien 371. Von diesen sind 26 mit 3000 Schülern als höhere Kunstschulen zu bezeichnen, 215 mit 18 500 Schülern als Zeichenschulen, die auch die Plastik in ihr Bereich ziehen und 87 mit 12 000 Schülern sind Kunstgewerbe- und Industrieschulen. Die Kunstschulen blühen besonders in der Emilia und in Toscana; Sardinien, die Abruzzen, die Basilicata und Calabrien haben gar keine Kunstschulen. Mit der Zahl der Zeichenschulen steht die Lombardei an erster Stelle, während Kunstgewerbe- und Industrieschulen am zahlreichsten in Venetien und dann erst in der Lombardei vorhanden sind. Die Lombardei hat, im Ganzen gerechnet, die größte Zahl von Kunstschülern in Italien, nämlich 8200. Auch über das Alter dieser Schulen werden einige Angaben gemacht. Die meisten Kunstschulen im engeren Sinne gehen auf das 17. und 18. Jahrhundert zurück; die von Venedig rühmt sich eines Ursprungs im 13. Jahrhundert, die von Florenz ist 1503, die von Rom 1577 gegründet. Die Kunstgewerbeschulen sind indessen fast alle erst nach 1870, also erst im Nationalstaat, entstanden. Unter den Zeichenschulen giebt es wieder einige ältere: die des Albergo di Vista in Turin nennt 1580 ihr Gründungsjahr, die Zeichenschule von Vincenza ist 1777, die von Barallo 1778 begründet worden. —

Kulturgeschichtliches.

k. Ein Schauerroman vom Anfang des Jahrhunderts. Zur älteren Jahrmärts-Literatur im Königreich Sachsen bringt Th. Distel in dem soeben erschienenen Heft des „Euphorion“ einen Beitrag. Besonders reich war diese Literatur bald nach der Wölkerschlacht bei Leipzig. Ueberall, vor allem aber auf den Dörfern und den Jahrmärkten, die der Landbevölkerung am meisten dienten, wurden sie von Kolporturen ausgeboten. Soweit diese Schriften Romane enthielten, waren sie natürlich schauerlichster Art. Es kam den Anbietern selbstverständlich dabei alles darauf an, ihre Geschichten als wahr hinzustellen, und zu diesem Zweck verlegten sie sie in ganz bestimmte Ortschaften. Zeitungen waren damals so gut wie gar nicht in den Händen der Bauern, der Kalender brachte ihnen allein einige Kunde von dem, was sich außerhalb der Dorfgemarkung zugetragen hatte. Die Regierung übte strenge Zensur und ließ sogar wiederholt die Bibliothek auf schädliche Bücher hin durchsuchen. Distel besaß nun eine solche konfiszierte Geschichte in die Hände, die zur besseren Täuschung angeblich 1817 in dem Ort, wo das Ergebnis passirt sein sollte, in Marienberg gedruckt ist. Auf sie bezieht sich eine Bekannmachung in der „Leipziger Zeitung“ vom 17. April 1817. Der Amtshauptmann des dritten erzgebirgischen Bezirkes, Fehr. v. Biedermann in Marienberg, macht bekannt, daß die „wahre, schauerhaft schreckliche Geschichte einer Mutter, (Chefrau, folgt Name und als Woihott Marienberg), welche am 28. Februar d. J. ihr eigenes kleinstes Kind (einen Knaben von 7 Wochen) im Feuer bratete, um damit den Hunger der übrigen 5 Kinder (das älteste war etwa 8 Jahre alt) zu stillen, rein aus der Luft gegriffen sei, da in dem Dörfchen nicht das Geringste vorgefallen, welches zu der Entstehung eines dergleichen Gerüchtes auch nur einen entferntesten Anlaß hätte geben können, auch eine Person des Namens gar nicht existirt.“ Zu der mit allen Einzelheiten ausgestatteten Erzählung tritt dem Leser ein entsetzliches Bild entgegen. Die Hungersnoth, die damals allgemein herrschte, war dem Vertriebe sehr günstig. 499 Exemplare sind, hauptsächlich in Leipzig und Umgegend, an den Buchdrucker Vater in Leipzig veranfaßt, als die Konfiskation angeordnet wurde. Verfasser war ein in der Baumann'schen Druckerei zu Leipzig angestellter Faktor, der mittels Schubes nach Schwarzenberg-Sachsen gebracht worden ist. —

Geographisches.

— Ueber das Ergebnis seiner Forschungsreisen auf Island hat der isländische Forschungsreisende Dr. Th. Thorodden kürzlich einen Bericht veröffentlicht. Die „Köln. Ztg.“ entnimmt diesem folgendes: Im Sommer 1895 bereiste er den nördöstlichen Theil Islands, den bis dahin niemals der Fuß eines Geologen betreten hatte. Einen großen Theil der vulkanischen Gebiete und der Lavawüste Odada-Grann, die nicht weniger als 3640 Quadrat-Kubikmeter groß ist, wurde von ihm vermessen. Im Sommer 1895

untersuchte er das Lavafeld Nephelabedi, auf dem sich eine Anzahl niedriger Vulkanen mit großen Kraterschlünden befinden. Auch ein präglacialer Vulkan befindet sich dort, der ausgedehnte doleritische Lavas hervorgebracht hat. Unterhalb dieser Region erstreckt sich das Mündungsgebiet des Jökulsá, das 1885 von starken Erdbeben und einer großen Ueberschwemmung heimgesucht wurde, indem ein benachbarter Gletscher beim Ausbruch eines Vulkans schmolz. Damals bildeten sich im Boden Spalten, und auf flachen Sandstrecken wurde der Sand in Gestalt von 100—200 Meter hohen Säulen emporgeworfen, an den Stellen dieser Sand-Eruptionen aber bildeten sich kreisförmige Erdsturzlöcher, von denen das größte 140 Meter im Umfange maß. Auf der nördlichen Halbinsel Islands entdeckte Thoroddsen eine Kraterreihe, von der große Lavaströme in zwei Armen ausgeflossen sind. Das grönländische Treibeis liegt dort oft mehrere Monate lang dicht an der Küste und bringt Schnee und Kälte mit sich, auch kommen mit dem Treibeis oft Varen. Die wenigen Bewohner treiben etwas Schafzucht und Vogelfang, aber auf das fischreiche Meer können sie sich in ihren kleinen Booten nur selten hinauswagen wegen der Brandung. Früher gewährten ihnen der Seehundfang und das Treibeis beträchtliche Einnahmen, doch haben dieselben in neuerer Zeit beträchtlich abgenommen. Die Bewohner der Landschaft Fjot, welche der Reisende besuchte, betrieben dagegen bis vor kurzem in offenen Booten den Haifischfang. Zu 10—12 Mann lagen sie dieserhalb oft wochenlang in Frost und Kälte auf dem stürmischen Polarmeere, meist im Dunkeln, ohne anderes Obdach als den Schutz nasser Segel, mit wenigen meist gefrorenen Nahrungsmitteln. So erduldeten diese Leute oft mehr Beschwerden und Gefahren als ein Polarfahrer, nur zu dem Zweck, ihren armen Angehörigen etwas Nahrung zu schaffen. Im Herbst 1898 wurde das südliche Tiefland von Island durch Erdbeben verheert, und Thoroddsen besuchte im nächsten Sommer diese Gegenden. Der Boden wies unzählige Spalten auf, Steinschläge waren zu Hunderten von den Bergen gekommen, warme Quellen hatten sich verändert, viel Vieh war verletzt worden, auch hatten drei Menschen den Tod gefunden. Ueber 100 Gehöfte wurden fast ganz zerstört, und nur der Bauart der niedrigen Holzhäuser ist es zu danken, daß nicht mehr Menschenleben zu Grunde gingen. Der Berg Staldsfall wurde an der Oberfläche wie abgeseilt, das Erdreich lag in dicken Stücken rings umher und ein Augenzeuge berichtete, der Berg habe sich während des Erdbebens geschildert wie ein Budel, der aus dem Wasser gekommen. Der große Geysir ist durch das Erdbeben in lebhaftere Thätigkeit versetzt worden, er springt seitdem täglich und höher als früher, dagegen hat der Strokkur seine Thätigkeit gänzlich eingestellt. Im Sommer 1898 hatte Thoroddsen nur noch einen kleinen Theil Islands zu untersuchen und damit die ganze Insel planmäßig durchforscht, nachdem er seine Forschungen auf derselben 1881 begonnen hatte. —

Aus dem Thierleben.

— Der Staar ist ein Allertwelsvogel, ein Zigeuner, der überall zu finden ist und sich überall häuslich einzurichten versteht. Er kommt schon, wie es heuer der Fall war, Mitte Februar aus dem Süden zu uns. Schnee und Kälte, die noch im März und April oft schlechtes Wetter schaffen, können seinem unverwundlichen Humor nichts anhaben. Er pfeift und jubiliert, sobald ein Sonnenstrahl sich bilden läßt. Sein Gesang ist ein Gemisch von Tönen, das aus Pfeifen, Zauchzen, Schnarren und anderen unbestimmbaren Lauten besteht. Ganz besonders auffallend ist ein langgedehntes, pfeifendes „Hooib“, das manchen Spaziergänger zum Umhauen zwingt, in der Meinung, ein Freund habe ihm aus der Ferne geblühen. Den Wachtelschlag, das Hundgebell, die Anfänge eines Volksliedes lernt er mit Leichtigkeit, vergißt sie aber auch wieder in der gleichen Weise. Wer ihn im Käfig hält, muß deshalb fleißig mit ihm memoriren. Der alte Staar lernt in der Gefangenschaft selten etwas. Die widersinnige Meinung, man müsse ihm erst die Junge lösen (nebenbei gesagt eine nutzlose und abscheuliche Thierquälerei) hat Vielen, die in den Vestj eines Staars kamen, jede andere Bedingung zur Dressur vergessen lassen. Vorerst gehört, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, ein junges Staarenmännchen, welches halbgewachsen dem Neste entnommen wurde, zum Ablichten und dann jene endlose Liebe, Geduld und Aufopferung, die nur einem geborenen Naturfreunde eigen ist. Der junge Staar wird mit in Milch eingeweihter Semmel, Mehlwürmern, Ameisenpuppen, zerstückelten Regenwürmern u. s. w. gefüttert. Wer den Raum hat, lasse den Pflegling möglichst frei herum vagabundiren und gebe ihm Gelegenheit zum Baden. Zur Rist- und Herbstzeit ist der Staar freilich ein sehr unsicherer Kantontist. Ich hatte einen jungen Staaren so abgerichtet, daß er den Wachtelschlag täuschend nachahmte. Im Herbst entfloß er, und im Februar des folgenden Jahres erklang eines Tages das „püvervid“ des Fücklings vom Hause, womit er uns seine Ankunft meldete. Von der Rückkehr in die Gefangenschaft wollte er aber nichts mehr wissen. —

Meteorologisches.

10. Die Vorausage von Gewittern durch die Photographie. Die Herk'schen Wellen, die Träger der so schnell berühmt gewordenen Telegraphie ohne Draht, scheinen auch auf die photographische Platte eine deutlich nachweisbare Wirkung auszuüben. Diese Frage war Gegenstand eines Vortrages, mit dem

F. S. Glew in der letzten Sitzung der photographischen Gesellschaft ein nicht geringes Aufsehen erregte. Der Forscher zeigte zunächst, daß die photographische Platte auf Grund jener Erkenntnis zum frühzeitigen Nachweis von Gewittern benutzt werden könnte. Die Dauer einer elektrischen Entladung in der Atmosphäre ist durchaus nicht so kurz, wie man bisher immer geglaubt hat; diene doch der Blitz geradezu als Bezeichnung für eine ungewöhnlich plötzliche und schnell vorübergehende Erscheinung. Zunächst nun besteht der Blitz in Wirklichkeit nicht aus einem zusammenhängenden elektrischen Strome, sondern aus einer großen Zahl von Funken, die in derselben Bahn schnell aufeinander folgen. Außerdem aber ist diese elektrische Entladung der Ursprung für elektrische Wellen, die von der Blitzbahn nach allen Seiten hin in die Atmosphäre hinausgehen; wenn man nun einen besonders eingerichteten Cöherer, wie er auch bei der Telegraphie ohne Draht benutzt wird, in einer geeigneten Abänderung vor der photographischen Platte anbringt, so wird die Gegenwart elektrischer Wellen in der Luft, die von einem noch sehr weit entfernten Gewitter herrühren können, durch Veränderungen der photographischen Platte angezeigt. Glew spricht bereits die Erwartung aus, daß es durch die von ihm erfundene Anordnung des Apparates gelingen werde, auch mittels künstlich erzeugter elektrischer Wellen Photographien zu erhalten. —

Humoristisches.

— Vom Serenissimus. Präsident eines Wohlthätigkeits-Vereins: „... Und in der That waren wir in der Lage, vergangenes Jahr über hundert Familien Obdach zu geben.“

Serenissimus: „Um ja, freut mich sehr, sehr schön von Ihnen!“

Präsident: „Freilich hätten wir ein so schönes Resultat nie erzielt, wenn nicht Ew. Durchlaucht selbst als einer der ersten unserm Verein etwas gespendet und so allen Bürgern ein herrliches Beispiel gegeben hätten.“

Serenissimus: „Um ja, freut mich sehr, sehr schön von mir.“ —

— Aus der Schule. Lehrer: „Wer kann mir ein Wort sagen, das mit „o“ endigt?“

Fritz: „Raffino!“

Lehrer: „Gut! ... Aber wie kommst Du gerade auf Raffino?“

Fritz: „Weil s' mein Vater gestern dort 'ausgeworfen haben!“ —

Notizen.

— „Dusch und Reichenbach“, der vom hiesigen Residenz-Theater erworbene Schwan von S. Lee und W. Meyer-Förster, erzielte am Irving-Place-Theater in New-York einen durchschlagenden Erfolg. —

— Adolf V'Arronge hat dem Sohne Albert Lorking's mitgeteilt, daß er alle Vortheile, die aus den Aufführungen der Oper „Regina“ nach der von ihm besorgten textlichen Umarbeitung erwachsen, ausschließlich den Erben des Komponisten überlasse. — Mag sehr angenehm für Lorking Sohn sein, einen Ablass für seine Sünde aber erwirbt sich V'Arronge dadurch nicht. —

— In dem Trarbacher Wettstreit um das beste Mosellied erhielten zwei Melodien zu dem preisgekrönten Gedicht „Mein Moselland“, die eine von dem Musiklehrer Simon Dren in Würzburg, die andere von Gustav Vlasser in Wien, als gleichwerthig jede die Hälfte des Preises — je 500 Flaschen feiner Moselweine. —

1. Eine bemerkenswerthe Versteigerung von Gemälden moderner Meister hat in New-York stattgefunden. Zu beachten ist besonders die Thatsache, daß die Bilder, obwohl es sich um die berühmtesten Namen handelte, kaum mehr als die Hälfte dessen erzielten, was sie dem bisherigen Besitzer im Laufe der letzten 20 Jahre gekostet hatten. Für 69 Gemälde betrug der Gesamtverlust, wie die „Kunstchronik“ mittheilt, 89 550 Dollars; auf jedes Bild kommen also ca. 1500 Dollars. Immerhin waren die acht höchsten Preise folgende: Fortuny „Arabische Phantasien“ 30 800 M.; Diaz „Herbst im Walde von Fontainebleau“ 30 400 M.; Corots „Morgenzwielicht“ 20 000 M.; Dupré „Herausziehendes Gewitter“ 19 000 M.; Corots „An der Seine“ 14 600 M.; Roussseau „Ebene zu Mendon“ 13 600 M.; Dupré „Am frühen Morgen“ 12 400 M.; Millet „Säemann“ 12 000 M. —

t. Der Komet Chase, der im vorigen Jahre entdeckt wurde, nimmt jetzt außerordentlich schnell an Helligkeit ab, so daß sein Glanz nur noch drei Viertel von demjenigen zur Zeit seiner Entdeckung beträgt. Die Astronomen zweifeln nicht mehr daran, daß der Himmelskörper eine parabolische Bahn besitzt, und demzufolge wird er, nachdem er jetzt bald der menschlichen Beobachtung entschwunden sein wird, niemals wieder in die Erdnähe zurückkehren. —

— Für das Jahr 1901 ist in Buffalo eine panamerikanische Ausstellung geplant, die die Entwicklung der westlichen Hemisphäre zur Darstellung bringen soll. —